

Vorrede

Diese Geschichte ist wohl nur im weiteren Sinne dem Genre Science Fiction zuzuordnen. Genauer gesagt handelt es sich um eine Parallelwelt-Geschichte. Geschrieben habe ich sie vor etlichen Jahren im Zuge eines Storywettbewerbs (weiß schon gar nicht mehr, wer den ausgerichtet hatte). Aufgabe war die Schilderung eines anderen historischen Verlaufs im 20. Jahrhundert ausgehend von einem beliebig gewählten Punkt. Die vorgegebene Zeichenzahl war sehr begrenzt – und da ich eigentlich kein Kurzgeschichten-Schreiber bin, handelt es sich hierbei vielmehr um einen Romananfang ... mit ziemlich abruptem Ende. Wir befinden uns in den 60er Jahren eines Zeitstrangs, der sich ganz zu Anfang des 20. Jahrhunderts von unserem getrennt hat. Die beiden Weltkriege haben hier nie stattgefunden – aber dennoch ist hier nicht alles eitel Sonnenschein. Und wie es sich für ein ordentliches Paralleluniversum gehört, erkennt man es bereits mit einem kurzen Blick an den Himmel: Dort sind eine Menge Luftschiffe unterwegs ...

Das 20. Jahrhundert war zweifellos ein Jahrhundert der Superlative. Der naturwissenschaftliche Fortschritt war geradezu enorm. Menschen flogen zum Mond, nie für möglich gehaltene Geschwindigkeitsrekorde wurden aufgestellt, es wurde eine weltumspannende Infrastruktur errichtet, die es ermöglichte, in Rekordzeit den Globus zu umrunden und in Echtzeit mit Menschen auf der gegenüberliegenden Hemisphäre zu kommunizieren.

Doch auch der Schrecken und das Grauen, der Tod und die Zerstörung erreichten in diesem Jahrhundert nie gekannte Dimensionen.

Der Mensch griff so massiv in die Umwelt ein wie nie zuvor – Umweltverschmutzung, Regenwaldzerstörung und Klimaerwärmung begannen das Antlitz der Erde massiv zu verändern. Ganze Arten wurden unwiederbringlich ausgelöscht, Ökosysteme für lange Zeit zerstört.

Der Kalte Krieg und das damit einhergehende Damoklesschwert der totalen atomaren Vernichtung schwebten für mehr als eine Generation über der Menschheit.

Dieses Jahrhundert sah schreckliche Kriege von einer nie dagewesenen Brutalität und Intensität. Zwei Weltkriege schlugen tiefe Wunden in Menschheit und Erde und gipfelten im namenlosen Schrecken des industrialisierten Völkermords in den Vernichtungslagern der Nationalsozialisten.

Es ist heute eine müßige und wohl auch zynische Frage, ob beides, der unglaubliche wissenschaftliche Fortschritt mit seinen zweifellos positiven Resultaten in der Medizin und dem allgemeinen täglichen Leben – zumindest für einen kleinen Teil der Weltbevölkerung – zwangsläufig mit diesen unglaublichen Katastrophen einhergehen musste.

Es ist aber die Freiheit des Schriftstellers zu fragen: Hätte es auch anders laufen können?

Nun, der Phantasie seien keine Grenzen gesetzt. Sicher hätte es anders laufen können! Drehen wir das Rad des 20. Jahrhunderts also zurück und nehmen die nötige Änderung vor.

Doch wo ansetzen?

Hitler früh genug töten oder als Baby entführen? Die Kräfte, die dem mäßig begabten Postkartenmaler aus Österreich zur Macht verhelfen, hätten einfach einen anderen gewählt. Die Geschichte wäre wohl kaum anders verlaufen.

Was dann? Die Verfassung der Weimarer Republik ändern, den Vertrag von Versailles? Dafür sorgen, dass die USA doch dem Völkerbund beitreten? Die USA hatten sich mit ihrem Mitwirken im Ersten Weltkrieg erstmals auch in Europa als Weltmacht präsentiert und etabliert. Die uneingeschränkte Souveränität und wachsende Macht in einem Völkerbund gleich wieder einzuschränken war trotz aller vorherigen Beteuerungen nie eine ernsthafte Option gewesen. Überhaupt war das Engagement aller Beteiligten für den Völkerbund kaum mehr als halbherzig zu nennen. Versailles und Weimar schließlich waren unmittelbare Konsequenzen des Ersten Weltkrieges.

Es ist daher wohl das Beste, den Ersten Weltkrieg gar nicht erst ausbrechen zu lassen, da alle kommenden Schrecken und Katastrophen, der Zweite Weltkrieg, der Naziterror und der Kalte Krieg unmittelbare Folgen dieses Großen Krieges zu sein scheinen.

Ohne WK 1 keine Weltmacht USA, keine russische Oktoberrevolution (zumindest wohl nicht in der Form), keine nationalsozialistische Machtübernahme in Deutschland und wohl auch keine faschistische in Italien, kein WK 2, kein Naziterror, kein Völkermord und keine Atombomben auf Japan.

So zumindest die naive Hoffnung des Schriftstellers.

Doch wie den Großen Krieg verhindern? Auf jeden Fall muss es ganz zu Anfang des 20. Jahrhunderts geschehen, da die unheilvollen Weichen mit dem Flottenwettrüsten und dem Zerfall des bismarckschen Bündnissystems schon sehr früh gestellt waren.

Man muss kein Jünger Fritz Fischers sein und Deutschland die alleinige Schuld am Krieg zuschreiben. Doch es ist wohl unbestreitbar, dass es ihn gegen den erklärten Willen Deutschlands nicht gegeben hätte.

Auch ist es sicher nicht ganz fair, dem unbedarften Kaiser Wilhelm II. Großmachtstreben und Kriegslüsterheit anzulasten. Dennoch war er es, der sich mit einem Beraterkreis aus zweifelhaften Gestalten wie Tirpitz und von Bülow umgab, und ihren Einflüsterungen widerstandslos erlegen war.

Es wird daher wohl unumgänglich sein, Wilhelm II. und vielleicht auch die genannten Berater möglichst früh – sagen wir 1901 – aus der Geschichte zu entfernen. In der Hoffnung, dass sein Sohn sich mit verantwortungsvolleren Beratern umgeben hätte, die der Demokratisierung und Friedenssicherung verpflichtet waren. Nehmen wir also eine Welt an, die dadurch im 20. Jahrhundert weitaus weniger Schrecken gesehen hat.

Nun reicht die Naivität des Schriftstellers nicht so weit, als dass er durch eine derartige kleine Manipulation alle kriegstreiberischen Kräfte beseitigt wähnt. Auch in dieser Welt sitzen sie und schmieden ihre Pläne.

Betreten wir dennoch ein anderes 20. Jahrhundert, als wir es kennen – ohne Ersten, ohne Zweiten und ohne Kalten Weltkrieg –, sagen wir Mitte der 60er Jahre.

Sicher ist auch hier nicht alles eitel Sonnenschein ...

Prolog

Strahlend weiß gleißten die schroffen Grate des gigantischen Felsmassivs in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne. Die engen Täler und Schluchten lagen bereits in schweigender Dunkelheit.

Die dünne eiskalte Luft piffte nur leise durch die größte dieser Schluchten. Den tagealten längst zu Firn gefrorenen Schnee am Talboden vermochte sie nicht aufzuwirbeln.

Kristallklar wölbte sich die Himmelskuppel über dieser Welt eisigen Schweigens. Vereinzelt begannen die ersten Sterne durch das dunkler werdende Azur zu schimmern ohne jedoch die leblose Welt aus Fels und Schnee aus ihrer Dunkelheit reißen zu können.

Jäh durchbrach da ein weitgefächerter Lichtstrahl die Finsternis der tiefen Schlucht. Durch die klare dünne Hochgebirgsluft fiel er ungebrochen auf die steilen Felswände zu beiden Seiten und zeichnete, sie entlangfahrend, scharfe wild flackernde Schattenrisse darauf.

Dem Licht folgte ein stählernes Ungetüm, das sich scheinbar mühelos durch den unwillig knirschenden Schnee bohrte. Ein dumpfes Grollen erfüllte das Tal, ausgehend von dem gewaltigen Zylinder, dem eine enorme Kraft innewohnen musste. Als sei er einer freudschen Traumdeutung entsprungen, glitt er machtvoll durch die enge Schlucht.

Doch manchmal war ein Zug, der einen Pass durchfuhr einfach nur ein Zug, der einen Pass durchfuhr.

Auch vor dem Hintergrund der majestätischen Gipfel machte die Lokomotive jedoch einen titanischen Eindruck. Der matt glänzende schwarze Stahlzylinder durchmaß wohl fünf Meter und war bald viermal so lang. Er ruhte auf einem guten Dutzend Achsen, die ihn unermüdlich die verschneiten Gleise entlangtrugen. Ein pflugartiger Vorbau teilte den verharschten Schnee einer Bugwelle gleich. Vereinzelte Felsen wurden von der Wucht der Lokomotive einfach beiseite geschleudert oder gar zertrümmert.

Die endlose Reihe von Güterwaggons schien dem grollenden Ungetüm keine nennenswerte Mühe zu bereiten. Nicht übermäßig schnell aber mit dem Eindruck müheloser Leichtigkeit schleppte die gewaltige Lok ihre Last durch den lebensfeindlichen Hochgebirgspass.

Bis sie auf einmal unvermittelt abbremsste und nach einem beachtlichen Bremsweg zum Stehen kam.

Das Grollen ließ dabei kaum nach. Wummernd hallten die Arbeitsgeräusche der Maschinen gleich dem Herzschlag eines riesigen Ungeheuers an den Schluchtwänden wider. Der gleißende Lichtstrahl der Frontscheinwerfer stand nun reglos in der klaren Luft.

Dagegen machten sich die hektischen Rufe und zuckenden Lichter aus wild bewegten Handlampen am Fuße des stählernen Lindwurms wie das unbedeutende Gewusel von Ameisen aus. Doch all das verstummte jäh, als zwischen den schroffen Graten und unter dem kristallklaren Nachthimmel des Hochgebirges eine neue Sonne aufging.

Erst viel später, als das unendlich grelle Licht verloschen, der weltenerschütternde Lärm verhallt und der rasende Sturm abgeklungen war, herrschte wieder Schweigen – doch dieses Schweigen war endgültig.

1.

Sinnend starrte Rachel, den Kopf auf die Linke gestützt, aus dem Fenster. Ihr Blick ging in die Ferne, nahm die vorbeirasende Welt nur unbewusst wahr. Das hypnotisierende Rauschen und Rattern hatte sie längst in einen Zustand der Trance versetzt.

Die fern am Horizont stehenden Berge und Wolkentürme, die näher am Fenster vorbeihuschenden Dörfer, Gehöfte und Bäume, ihr luxuriöses Abteil, der von der Last des Hauptes bald taube Arm – all das war wie ausgeblendet. Ihr Geist glitt immer wieder durch die Ereig-

nisse der letzten Tage, die ihr Leben auf so ungewöhnliche Weise unterbrochen und sie aus ihrem gewohnten Ablauf gerissen hatten.

Dabei schweiften ihre Gedanken mehr und mehr ab, verloren sich auf verschlungenen Wegen, die sie letztlich doch immer wieder zur Ursprungsfrage zurückführten.

Was machte sie hier eigentlich?

Rachel Katzmann war eine deutsche Physikerin, Expertin für Nuklearmaschinen, um genau zu sein. Schon vor einigen Jahren hatte sich der größte Traum ihrer Kindheit erfüllt, als man sie in das Raketenprogramm des Deutschen Reichs berufen hatte. Dort arbeitete sie an der Realisierung eines atomaren Raketenmotors. Daheim, in ihrem kleinen Häuschen am Berliner Stadtrand, hing noch immer die Ernennungsurkunde mit kaiserlichem Siegel ordentlich gerahmt an der Wand.

Das gleiche Siegel hatte das ominöse Dokument geziert, das sie vor einer knappen Woche, am 22. April 1964, erreicht hatte.

Demnach hatte sie alles stehen- und liegengelassen, um sich umgehend zu Seiner Majestät Atomministerium zu begeben. Kurzerhand und ohne nähere Erläuterungen hatte man sie dort zur Geheimen Untersuchungsrätin ernannt, vereidigt und in einen Atomzug in Richtung Südasien gesteckt.

Eine streng geheime und äußerst delikate „Sache“ galt es zu untersuchen – so geheim und so delikat, dass man ihr nicht das Geringste darüber sagen konnte.

Seit 1955 die erste deutsche atomgetriebene Lokomotive auf Gleise gestellt worden war, durchmaß mittlerweile unzählige dieser stählernen Lindwürmer unter des Kaisers Wappen die Kontinente. Dreikommaeinsvier Meter maß die Spurweite dieser Ungetüme – ein Scherz der damaligen Ingenieure. Man nannte sie heute auch offiziell die „Pi-Spur“.

Von herkulischen Atomreaktoren angetrieben, die in einem geschlossenen Dampfkreislauf die Turbinen und Achsen bewegten, waren die Loks – der ganze Stolz deutscher Ingenieurskunst – wahre Kraftpakete, die mühelos kilometerlange Züge quer durch Asien und neuerdings auch Afrika schleppten.

Seit bald zwei Tagen saß sie nun in diesem Zug. Es ging die Südasienroute entlang, die von Berlin aus durch den Balkan, über die Bosphorusbrücke durch Anatolien, Persien und Afghanistan, durch das britische Dominion Indien bis in die Großostasiatische Wohlstandssphäre führte und im chinesischen Kiautschou endete.

Wo genau sich ihr Ziel befand, hatte ihr auch niemand sagen wollen oder können. Man hatte von einer Reisedauer von drei bis vier Tagen gesprochen, was ungefähr einem Ziel im Hindu-kusch entsprach.

Sie hatte also gut die Hälfte einer Reise geschafft, deren Sinn und Ziel sie überhaupt nicht kannte. Zur Zeit raste der Zug durch Anatolien, entlang der Strecke, die schon vor knapp 50 Jahren die Bagdadbahn gefahren war, eines der ersten deutschen Eisenbahnprojekte außerhalb Europas und der Grundstock der heutigen „Schienenmacht“ Deutschland.

Wieder gingen ihre Gedanken auf die Reise, diesmal in die Vergangenheit.

Heutzutage machte es den Eindruck, als wären vor gut 60 Jahren entscheidende Weichen der Geschichte gestellt worden – eine Metapher, die mit doppelter Bedeutung schwanger ging.

1901, das Jahr des Kaisersterbens: Nur kurz nach der englischen Königin Victoria, gleichzeitig Kaiserin von Indien, war der deutsche Kaiser Wilhelm II. gemeinsam mit seinem Reichskanzler von Bülow und dem Leiter des Flottenbauprogramms, einem gewissen Tirpitz, sowie mehreren hundert Marinesoldaten bei einem verheerenden Schiffsunfall ums Leben gekommen. Ein Ereignis, das damals einen tiefen Einschnitt in der deutschen öffentlichen Meinung verursacht hatte.

Die gerade aufflammende Marinebegeisterung war mit einem Schlag verraucht. Bis dahin ungehörte Stimmen, die das angestrebte Wettrüsten mit England als fatalen Unsinn abgetan hatten, beherrschten auf einmal die öffentliche Meinung. Der Thronfolger und neue Kaiser Wilhelm III. umgab sich mit völlig neuen Beratern, der bis dahin eingeschlagene Kurs wurde herumgerissen. Forschergeist und Fortschrittsbegeisterung aber auch die unsäglichen alldeutschen Phantasien fanden ihr Ventil nun in der Eisenbahn.

Seither blühten in Stammtischreden bis hin zur sogenannten phantastischen Literatur wildeste Spekulationen darüber, wie die Welt wohl heute ausgesehen hätte, wenn es das Unglück nicht gegeben hätte, wenn der von Tirpitz geplante und aus heutiger Sicht völlig irrsinnige Flottenbau gegen England tatsächlich stattgefunden hätte.

Die Palette reichte von dumpfem Geraune von einem großdeutschen Weltreich bis hin zu einem apokalyptischen Schreckensszenario, in dem ein aggressives Deutschland in zwei weltumspannenden Kriegen halb Europa in Schutt und Asche legte und erst nach zig Millionen Toten durch die gemeinsame Kraft aller Staaten niedergeworfen wurde.

Letzteres hatte sie einmal bei einem englischen Autor namens Mohrkopp – oder so ähnlich – gelesen, fand es trotz seiner Eindringlichkeit aber reichlich übertrieben. Der dort beschriebene Wahnsinn war einfach undenkbar.

Sicher, es hatte seit 1900 eine Menge natürlich auch grausamer Kriege gegeben – die Balkankriege, die zwischen 1912 und 1917 tobten und erst mit der Neuordnung Südosteuropas auf dem Zweiten Berliner Kongress endeten, oder auch den Pazifikkrieg von 1940-44, der die aufstrebenden USA darnieder warf und Japan und seine GWS endgültig als zweite Weltmacht

neben dem britischen Commonwealth etablierte. „Weltkriege“, wie sie in manchen Szenarien beschrieben wurden, hatte es jedoch nie gegeben und es würde sie auch nie geben. Dessen war Rachel sich sicher.

Ihre Gedanken wurden träger und verwirrten sich zusehends. Sekunden später war sie eingeschlafen.

Den nächsten Tag hatte sie mit lesen verbracht. Um sich von den unfruchtbaren Grübeleien abzulenken hatte sie sich der leichten Muse zugewandt. „Der Luftpirat und sein lenkbares Luftschiff“, die älteste und erfolgreichste deutsche Romanheftreihe, leistete ihr dabei gute Dienste.

Sie war so sehr in ihr Heftchen vertieft, dass sie die Einfahrt in Kabul nicht mitbekam.

Erst als es zackig an ihrer Kabinentür klopfte, warf sie den Lesestoff beiseite und stellte fest, dass der Zug zum Stehen gekommen war. Durch Fenster und Waggonwand gedämpft drang der Lärm geschäftigen Treibens an ihr Ohr. Die Sonne schickte sich bereits wieder an unterzugehen und tauchte die Silhouette der Stadt in goldenes Leuchten.

„Herein“, rief sie mit verschlafener Stimme. Die tagelange Fahrerei hatte sie trotz Luxusunterbringung und mitgebrachter Arbeit geschwächt. Abgesehen von eintönigen Spaziergängen in dem riesigen Zug und kurzen Zwischenstopps in Istanbul und Teheran, hatte sie sich kaum die Füße vertreten können.

Ein schneidiger junger Kerl betrat das weitläufige Abteil. Er trug die Uniform der kaiserlichen Luftwaffe – sofern Rachel das richtig zuordnen konnte. Was für einen Rang er bekleidete konnte sie erst recht nicht sagen. Mit militärischen Rangabzeichen und dergleichen hatte sie sich aus absolutem Desinteresse nie befasst.

„Dr. Rachel Katzmann?“, begann der junge Mann nach knappem militärischem Gruß – wobei er übertrieben laut mit den Hacken knallte. „Ich bin Feldwebel Dietrich. Ich habe den Auftrag, Sie an Bord der SML KAISER FRIEDRICH III. zu geleiten. Ihre weitere Reise erfolgt auf dem Luftweg.“

Rachel erkannte nach wenigen kurzen Fragen, dass auch dieser Knabe ihr nichts über den Sinn des ganzen sagen würde. Immerhin machte er ihr ein wenig Hoffnung, dass sie des Rätsels Lösung nicht mehr lange würde harren müssen.

„Meine Vorgesetzten werden Sie in Kürze über alles unterrichten“, erklärte er knapp.

„Dann liegt unser Ziel abseits der Pi-Spur?“, machte sie einen letzten Versuch, während sie ihr spärliches Gepäck zusammenkramte. Zu ihrer Überraschung antwortete der Offizier ihr

auf diese Frage ohne den Verweis auf seine Vorgesetzten: „Weder die Briten noch die Japaner gestatten uns zur Zeit, mit Atomzügen in ihre Einflussbereiche einzufahren.“

Freilich warf diese knappe Äußerung erneut Fragen auf, anstatt sie zu klären.

„Wie kann das sein?“, fragte sie verwirrt. „Die Gleise sind doch deutsches Hoheitsgebiet. Auf der Konferenz von San Francisco '45 hat das sogar Japan bestätigt.“

„Dennoch haben die Transitstaaten diese Möglichkeit“, erwiderte Dietrich, um gleich darauf nach ihrem Koffer zu greifen und zur Eile zu drängen. „Wir dürfen keine Zeit verlieren, Dr. Katzmann. Folgen Sie mir bitte.“

Seiner Majestät Luftschiff KAISER FRIEDRICH III. war ein fast schon bedrückender Anblick. Von ihrer Zugkabine aus hatte Rachel das gewaltige Schiff nicht sehen können. Jetzt, nachdem sie den Atomzug verlassen hatten, beherrschte es das Blickfeld.

Der Anblick einer mehrere hundert Meter langen Zigarre, die scheinbar allen Naturgesetzen spottend einfach reglos in der Luft hing, ließ den Stahlkoloss in ihrem Rücken regelrecht verblissen.

Dietrich führte sie zu einem Geländeauto, das unmittelbar neben dem Zug parkte. Dabei hielt er ihr in knappem militärischem Dozententonfall einen erschöpfenden Vortrag über das Luftschiff.

Demnach war es eines von nur drei sogenannten Flugzeugträgern des Deutschen Reichs. Mit einer Gesamtlänge von 300 Metern verfügte es über Platz für Aufhängvorrichtungen für 12 Jagdflugzeuge, Bomber und Aufklärungsmaschinen, die in der Luft starten und landen konnten. Die Einzelheiten ließ Rachel an sich vorbeirauschen. Die Tatsache, dass anscheinend eines der mächtigsten Kriegsluftschiffe vor Ort war, gab ihr jedoch zu denken.

Ewig lange Stahltrossen verankerten das Schiff am Boden, dennoch hatten die unzähligen Motoren an seinem Leib ständig damit zu tun, die Position zu halten.

Rachels Frage, wie sie denn an Bord gelangen sollten, entlockte dem Offizier erstmals ein gönnerhaftes Lächeln.

„Warten Sie es ab“, sagte er nur.

Unter dem erdrückenden Leib des Zeppelins stand eine Art Käfig, groß genug, um das Geländefahrzeug aufzunehmen. Dietrich steuerte es gekonnt hinein und wies die dabeistehenden afghanischen Arbeiter an, den Käfig zu verschließen.

Jetzt erst erkannte Rachel den Flaschenzug, der einige Meter über ihnen schwankend von der KAISER FRIEDRICH III. herabgelassen wurde.

Wenige Augenblicke später schwebten sie langsam in die Höhe. Rechts und links von ihnen stürzte zum Ausgleich Hektoliterweise Wasser aus den Ballasttanks. Rachel musste zugeben,

dass sie beeindruckt war. Gemeinsam mit dem rotgoldenen Schimmer der untergehenden Sonne ergab sich sogar ein äußerst stimmungsvolles Szenario.

2.

Vom ersten Augenblick an hatte sie sich an Bord des Luftschiffs unwohl gefühlt. Begegneten ihr die unteren Ränge – allen voran Feldwebel Dietrich – mit jener gönnerhaften Überheblichkeit, schlug ihr von Seiten der Führungsriege um Oberst Fischer kaum verhohlene Ablehnung entgegen.

Man empfing sie mit militärisch-professioneller Knappheit und Sachlichkeit.

Oberst Fischer und seine beiden Leutnants standen hinter einem weitläufigen Kartentisch, der die kleine Kabine dominierte, und boten ihr einen gegenüberliegenden Platz an.

Die eiskalten abschätzigen Blicke, von denen Rachel sich gemustert fühlte, sprachen jedoch eine beredte Sprache. Sie grübelte nur kurz darüber nach, ob sie es hier mit einer allgemeinen Aversion gegen Zivilisten oder Wissenschaftlern zu tun hatte, oder ob es daran lag, dass sie eine Frau war. Denn die Begrüßung ging sogleich in eine Art Einsatzbesprechung über.

Und was ihr hierbei endlich offenbart wurde, ließ sie alle anderen Sorgen sofort vergessen.

„Es gab einen schweren Unfall“, eröffnete Fischer tonlos. „Genaugenommen einen GAU.“

Er deutete auf eine militärische Karte, die Rachel zunächst nichts sagte.

„Genau hier, im Mingteke-Pass, hatte vor einer guten Woche, am 18.4. der Reaktor der Lokomotive eines regulären Güterzugs der Südasiensroute eine verheerende Fehlfunktion.

Wir wissen nicht, was genau passiert ist. Das herauszufinden wird Ihre Aufgabe sein.“

Rachel war zunächst sprachlos. Einen GAU, den größten anzunehmenden Unfall, hatte es in der Geschichte der deutschen Atomzüge ihres Wissens bisher nur einmal, Ende der 50er gegeben. Damals war in Sibirien auf der Nordasiensroute aus einer Lok Strahlung ausgetreten. Die Sicherheitsmaßnahmen waren daraufhin drastisch verschärft worden.

Ihre erste Frage zielte jedoch in eine ganz andere Richtung:

„Warum ich? Ich arbeite seit zwei Jahren an theoretischen und experimentellen nuklearen Raketenmotoren. Mit den Reaktoren der Reichsbahn habe ich mich nie befaßt. Es wird hier wesentlich qualifiziertere Experten ...“

„Hören Sie, Dr. Katzmann“, fuhr ihr einer der Leutnants dazwischen. „Dieser Fall ist von außerordentlicher Brisanz. Daher auch die strenge Geheimhaltung. Der Mingteke-Pass liegt

genau im Grenzgebiet zwischen Indien und China, nur wenige hundert Kilometer von der umstrittenen Karakoram-Region entfernt.

Außerdem handelt es sich nicht einfach um ein Strahlungsleck. Die Internationale Erdbebenkommission ist sogar schon auf den Plan getreten.“

„Was bedeutet das?“ fragte Rachel verwirrt.

„Das bedeutet“, schaltete sich der Major wieder unwirsch ein, „dass weltweit die Seismographen angeschlagen haben.

Sie sind von der Regierung ausgewählt worden, weil Sie sich in ihrer Ausbildung umfassend mit Reaktortechnik und weiteren technischen Ableitungen der Atomphysik befasst haben. Meines Wissens haben Sie sogar bei Professor Heisenberg promoviert.

Man ist auf jeden Fall der Ansicht, dass Sie am ehesten geeignet sind, diesen fast schon mysteriösen Fall aufzuklären.“

Weitere Nach- und Zwischenfragen ihrerseits wurden ebenso schnell abgewürgt.

Rachel erhielt einen Stoß Akten in die Hand gedrückt, den sie in der ihr zugewiesenen Kabine studieren sollte. Darin enthalten waren die genauen technischen Daten des betroffenen Reaktortyps und der Lokomotive sowie die Berichte der bisherigen oberflächlichen Untersuchungen.

Der Flug zum Ort des Geschehens beziehungsweise die Fahrt – „ein Luftschiff fliegt nicht, Fräulein, es fährt“, hatte man sie oberlehrerhaft zurechtgewiesen – würde nochmals etwa einen halben bis ganzen Tag in Anspruch nehmen.

Sie würde sich ranhalten müssen.

„Sitzen Sie bequem?“ rief Feldwebel Dietrich vom Pilotensitz mit schelmischem Unterton zu ihr herüber. Rachel nickte daraufhin nur knapp. Sie wollte sich dem unverschämten Kerl gegenüber keine Blöße geben. Außerdem war sie ohnehin mit sich selbst beschäftigt.

Sie kontrollierte den Sitz ihres Strahlenschutzanzugs und überflog die Anzeigen der Messgeräte, die nach ihren Vorgaben in das Aufklärungsflugzeug eingebaut worden waren.

„Startfreigabe erteilt!“ drang es rauschend aus einem Lautsprecher.

Dietrich grinste ihr durch das Visier seines Strahlenschutzanzugs entgegen.

„Festhalten!“, rief er und zog beherzt an einem Hebel über ihm.

Im gleichen Moment hatte Rachel das Gefühl, dass ihr der Magen in den Hals hochrutschte.

Dietrich hatte das doppelsitzige Flugzeug ausgeklinkt, nun fiel es von seinem Anlegeplatz am Luftschiff.

Erst nach einigen Sekunden freien Falls startete er die beiden großen Propellermotoren. Der relativ unkontrollierte Segelflug stabilisierte sich endlich. Dietrich flog eine große Schleife und schlug dann den endgültigen Kurs zu ihrem Zielgebiet ein.

Angeber, dachte Rachel nur, sagte jedoch nichts. Ihr Blick richtete sich auf die beeindruckende Landschaft unter ihnen.

Dort erstreckten sich die gewaltigen verschneiten Gipfel der Pamir- und Kararkoram-Gebirge, deutlich durchschnitten von der Pi-Spur, deren Verlauf sie folgten.

Weit im Westen standen Rauchsäulen am Horizont. Den letzten Nachrichten zufolge, die sie vor einer Woche mitbekommen hatte, eskalierte der Grenzkonflikt zwischen Indien und China zusehends. Auch der Ton zwischen den Schutzmächten Großbritannien und Japan hatte sich bereits merklich abgekühlt.

Von einer Ausweitung des Konflikts wagte offiziell noch niemand zu sprechen, hinter vorgehaltener Hand munkelte man jedoch bereits, dass die seit 1945 bestehende friedliche Koexistenz zwischen den beiden Großmächten gefährdet war.

„Feldweibel“, wandte sie sich unvermittelt zu dem Piloten um. „Darf ich Ihnen eine ... nun, direkte Frage stellen?“

Der Angesprochene schwieg zunächst eine Weile, sodass es bald den Anschein machte, als sei er zu sehr auf den Flug konzentriert und habe sie nicht gehört.

„Sicher“, sagte er schließlich, ohne den Blick von der Flugrichtung abzuwenden.

„Ihr Kommandant“, setzte Rachel erneut zögernd an, „Dieser Fischer und auch seine Stellvertreter, haben die irgendwas gegen Zivilisten oder gegen Wissenschaftler ... oder sogar gegen Frauen?“

„Wie meinen Sie das?“, klang es hohl aus Dietrichs Schutzhelm hervor. Seine Hände verkrampften sich scheinbar um die Steuerung des Fliegers.

„Nun ja, ich hatte nur den Eindruck, dass die drei mir ziemlich ablehnend gegenüberstanden.“ Rachel formulierte ihre Worte sehr zögerlich und fast gestelzt. Nach einer kurzen Pause fügte sie eilig hinzu: „Aber womöglich hab ich mir das auch nur eingebildet.“

Sie richtete ihren Blick wieder aus dem Fenster und schüttelte leicht den Kopf. Nicht dass sie Angst hatte, nun als Querulantin oder jammerndes Frauenzimmer dazustehen, das der harten Männerwelt nicht gewachsen war.

Sie hatte es schon immer verstanden, sich offen und selbstbewusst ihren Weg zu bahnen. Dabei hatte es sich auch stets bewährt, die Dinge direkt anzusprechen und nicht auf sich beruhen zu lassen.

Dennoch hatte sie diesmal den Eindruck, dass sie etwas überreagierte. Die ganze Situation setzte ihr zu. Sie hatte nicht die geringste Lust, unter einem Haufen Militärs durch ein Kriegsgebiet zu segeln und verstrahlte Pässe zu untersuchen. Zum ungezählten Mal stellte sie sich die Frage, was sie hier eigentlich machte?

„Es liegt vermutlich an Ihrem Namen“, kam es auf einmal vom Pilotensitz her.

Rachel drehte sich verwirrt zurück. Mit dieser Aussage konnte sie zunächst gar nichts anfangen.

„Wie, mein Name?“, stieß sie hervor. „Was ist mit meinem Namen?“

„Nun ...“, stammelte Dietrich mit sichtlichem Unbehagen. Seine flapsige, teils herablassende Art war wie weggeblasen. Auf einmal machte er auf Rachel einen unbeholfenen, fast schon schüchternen Eindruck. „... er klingt nicht gerade ... deutsch.“

Das verschlug der Physikerin vorerst die Sprache. Für ein, zwei Augenblicke hatte sie nicht die geringste Ahnung, was dieser Satz überhaupt bedeuten sollte. Bis es ihr langsam dämmerte.

„Das ist nicht Ihr Ernst“, brachte sie endlich tonlos hervor. „Sie wollen damit doch nicht etwa andeuten, dass die Führungsmannschaft eines der mächtigsten Kriegsluftschiffe des Deutschen Reichs aus rassistischen Antisemiten besteht?“

Feldwebel Dietrich starrte betreten auf seine Anzeigen und reagierte nicht.

Rachel war fassungslos. Bisher hatte sie es für ein Gerücht gehalten, dass dieser sogenannte völkische Antisemitismus, der sich bereits in den 20er und 30er Jahren trauriger Beliebtheit erfreut hatte, langsam aber sicher wieder auf dem Vormarsch war.

Damals waren es die deutlich erstarkten Kräfte der Sozialdemokratie und des Liberalismus, die diesem unseligen Kind des uralten Judenhasses, das den deutschen Juden ihr Deutschtum absprechen wollte, die Stirn boten und es in seine Schranken verwiesen.

Nicht zuletzt Männer wie ihr eigener Großvater väterlicherseits, der in den Balkankriegen für Kaiser und Vaterland als deutscher Held gefallen war, hatten dazu beigetragen, die dumpfen Stimmen dieser verquastenen Ideologie zum Schweigen zu bringen.

Das plötzliche Anschlagen des Geigerzählers riss sie aus ihren Gedanken. Das bisherige gelegentliche Klicken, das auf die natürliche Höhenstrahlung zurückzuführen war, nahm mit einem Mal rasant zu.

„Halten Sie die Position, Feldwebel!“, rief sie. Der Pilot antwortete mit einem geschnarrten „Jawoll, Dr. Katzmann!“ und kippte die drehbaren Propellermotoren der Maschine um neunzig Grad. Dadurch erzeugten die gegenläufigen Rotoren nunmehr Auftrieb statt Vortrieb, so dass der Flieger auf der Stelle in der Luft schweben konnte.

Zu Beginn des Fluges hatte Dietrich sie unaufgefordert darüber aufgeklärt, dass dieses Prinzip sich gegen den sogenannten Dreh- oder Hubschrauber durchgesetzt hatte. Aeronautikgeschichte, sofern es sich nicht um Raketen drehte, hatte Rachel jedoch nie sonderlich interessiert.

„Wie weit sind wir noch vom Mingteke-Pass entfernt?“ Die Stimme der Wissenschaftlerin hatte einen Tonfall professioneller Anspannung angenommen.

„Zwölfeinhalb Kilometer, ungefähr.“

„Nicht zu fassen“, hauchte sie, um gleich darauf hinzuzufügen: „Fliegen Sie weiter, und machen Sie alle anderthalb Kilometer Halt, damit ich meine Messungen vornehmen kann.“

Als sie etwa eine halbe Stunde später über dem Unglücksort selbst schwebten, hatte es Rachel erneut die Sprache verschlagen.

Der Mingteke-Pass existierte praktisch nicht mehr. An seiner Stelle klaffte ein Krater, der von Geröll und Staub übersät war. Die Gleise der Pi-Spur waren natürlich restlos verschüttet, ebenso der Unglückszug. Schon einige Kilometer zuvor hatten die Schienen jedoch abrupt geendet, als wären sie regelrecht verdampft.

Der Geigerzähler rauschte nur noch, dass es nicht mehr in einzelne Klicks zu unterscheiden war.

„Verschwinden wir“, hauchte Rachel schließlich. „Auf Dauer halten das nicht mal unsere Schutzanzüge ab.“

Feldwebel Dietrich nickte nur und ließ die Rotoren wieder in Vortriebsposition umschwenken. Ihr nächstes Ziel war das Basislager, das die Internationale Erdbebenkommission ganz in der Nähe aufgeschlagen hatte. Hier sollte zum einen das Flugzeug dekontaminiert werden. Zum anderen warteten dort zwei Herren der IEC, wie es auf Englisch abgekürzt wurde, ungeduldig auf eine plausible Erklärung seitens der Deutschen.

Dass die Internationale Erdbebenkommission nicht wirklich etwas mit Erdbeben zu tun hatte, hatte man Rachel gegenüber bereits bei der Einsatzbesprechung an Bord der SML KAISER FRIEDRICH III. angedeutet. In der Öffentlichkeit war diese Kommission kaum ein Begriff, in den Nachrichten tauchte sie praktisch nie auf.

Dass es mit ihr eine sehr spezielle Bewandnis hatte, wurde Rachel spätestens jetzt bewusst, als sie das Basislager erblickte. In ungewohnter Eintracht bewachten Gurkhasoldaten des britischen Commonwealth und Ninjakämpfer der Großostasiatischen Wohlstandssphäre in einheitlichen ABC-Kampfanzügen das eingezäunte Areal, das augenscheinlich in großer Eile aber mit ebenso großer Professionalität auf einem Felsplateau errichtet worden war.

Kaum hatten sie ihren Flieger verlassen, wurde er schon von heraneilenden Menschen in Schutzkleidung mit Dekontaminationsflüssigkeit besprüht, ebenso sie selbst.

Je ein Gurkha und ein Ninja führten sie zu einem der aufgestellten Container und bedeuteten ihnen, einzutreten. Sie selbst blieben als Wachen draußen stehen. Durch eine Schleuse, in der sie ihre Strahlenschutzanzüge ablegen konnten, betraten Rachel und der Luftwaffenoffizier das Behelfsgebäude, in dem sich an einem kurzen, schmalen Flur vier Türen aufreichten.

„Kommen Sie herein“, schallte es in akzentfreiem Deutsch aus dem ersten Raum. Seine Tür stand einladend offen.

Das winzige Büro wurde von dem kleinen Schreibtisch und den wenigen Stühlen voll ausgefüllt. Als Rachel und Dietrich eintraten, erhob sich hinter dem Tisch zackig ein Japaner und deutete einen Kotau an. Der Mann, der lässig an dem Schreibtisch lehnte, war vermutlich Britte. Auch er erhob sich schließlich und reckte zunächst Rachel seine Hand entgegen.

„Sie müssen Dr. Rachel Katzmann sein. Ich bin Kommissar James McConner, das ist mein Kollege, Kommissar Takeshi Yamamori.“ Er ergriff ihre Hand und ließ es sich nicht nehmen, sie zu einem angedeuteten Handkuss an den Mund zu führen.

Yamamori wiederholte seine Verneigung, die Rachel etwas unbeholfen erwiderte.

Schließlich streckte McConner auch Rachels Begleiter mit einem fragenden Blick die Hand entgegen.

Die Physikerin stöhnte innerlich auf, als Dietrich seine Hacken knallen ließ und sich schnarrend vorstellte.

„Kommen wir zur Sache!“ Der zunächst eher milde Tonfall des britischen Kommissars schlug unvermittelt in knallharte Sachlichkeit um. „Das Deutsche Reich ist also endlich bereit, uns genaue Auskunft über die Vorfälle im Mingteke-Pass zu geben.“ Es klang mehr wie eine Feststellung denn wie eine Frage.

„Wir haben bisher die territoriale Hoheit Deutschlands über die Gleisstrecke respektiert und von eigenen Untersuchungen abgesehen – obwohl wir vermuten, dass eine Gleisstrecke in dem fraglichen Gebiet gar nicht mehr existiert.

Wie auch immer, wir lassen uns nicht länger hinhalten. Wir erwarten einen ausführlichen und erschöpfenden Bericht über den sogenannten Reaktorunfall.“

Yamamori machte eine beschwichtigende Handbewegung. „Nehmen Sie doch erst einmal Platz“, sagte er. Auch sein Deutsch war absolut perfekt. „Ich bin untröstlich, dass wir Ihnen keinen Tee oder ähnliches anbieten können. Auch muss ich unsere Ungeduld entschuldigen. Sie werden sicherlich verstehen, dass diese delikate Angelegenheit äußerste Eile erforderlich macht.“

Über die tatsächliche Brisanz der Lage war Rachel sich spätestens im Klaren, als sie den Krater gesehen hatte, wo bisher der Mingteke-Pass gewesen war. Sie ahnte, dass die räumliche Nähe zu dem Krisengebiet alles andere als Zufall war.

„Meine Herren“, begann sie zögernd nachdem sie sich gesetzt hatte, „Sie gestatten, wenn ich Sie zunächst nach Ihrer Rolle bei dem Ganzen frage. Ich bin von meiner Regierung ziemlich unvermittelt aus meiner eigentlichen Arbeit gerissen und hierher verfrachtet worden. Man trug mir auf, diesen ... Reaktorunfall zu untersuchen und einen Bericht für Seiner Majestät Atomministerium anzufertigen. Mir wurde zwar ebenfalls nahegelegt, weitestgehend mit ihnen zu kooperieren, dennoch würde mich zunächst interessieren, wem ich denn nun vertrauliche Daten überantworte.“

Ehe sein britischer Kollege etwas sagen konnte, meldete Yamamori sich zu Wort: „Sie haben natürlich recht, Dr. Katzmann. Ich werde ihnen ganz kurz den eigentlichen Zweck der Erdbebenkommission darlegen. Vielleicht wird ihnen dann der tatsächliche Ernst der Lage deutlich.“

„Glauben Sie nicht, dass ich die Lage falsch einschätze“, erwiderte Rachel fest.

Yamamori nickte kurz verbindlich lächelnd und fing dann zu erklären an:

„Die IEC, wie unsere britischen Freunde es abkürzen, ist im Grunde die einzige internationale Organisation, die wirklich funktioniert. Wir haben überall auf dem Globus Seismographen verteilt. Jedes Mal, wenn es irgendwo ein Erdbeben gibt, sind wir als erste vor Ort, um zu sehen, ob es sich auch wirklich um ein Erdbeben handelt.“

Als Atomphysikerin wissen sie sicherlich über die Atomverträge Bescheid, die 1945 am Rande der Konferenz von San Francisco von allen beteiligten Staaten unterzeichnet wurden.“

Rachel nickte knapp. „Sicher, man verpflichtete sich damals, von der Entwicklung von Atomwaffen abzusehen.“

„Sehen Sie, und das war die Geburtsstunde der Internationalen Erdbebenkommission. Es ist unsere Aufgabe, die Einhaltung der Atomverträge zu überwachen.“

„Ich verstehe“, sagte Rachel bedächtig. So in etwa hatte sie es sich gedacht. Die ganze Angelegenheit war an Brisanz tatsächlich kaum noch zu überbieten. Ganz am Rande lieferte dies auch die Erklärung, warum Yamamori und McConner so gut Deutsch sprachen. Sie waren keine Geologen sondern ausgebildete Physiker, und die internationale Sprache der Physik war nun mal Deutsch.

„Also“, schaltete der Brite sich wieder ein. „Was ist im Mingteke-Pass passiert? War es wirklich nur ein Reaktorunfall?“

Rachel zögerte mit ihrer Antwort. Obwohl sie von ihm in der Beziehung am wenigsten Hilfe erwarten konnte, warf sie sogar einen kurzen Blick auf Feldweibel Dietrich. Der starrte aber nur ausdruckslos geradeaus. Wenn er nicht völlig geistlos war, würde auch er längst erkannt haben, worum es hier ging.

Die Antwort auf die Frage des Kommissars war im Grunde sehr einfach. Rachel hatte jedoch Angst vor ihrer Tragweite, vor den Konsequenzen, die sie auslösen würde.

„Die Strahlungswerte, die ich gemessen habe, sowie die beobachteten Verwüstungen lassen sich nicht durch einen Reaktorunfall erklären. Ein Reaktor dieses Typs ist grundsätzlich durch unendlich viele Sicherheitsbarrieren geschützt. Bei den kleinsten Unregelmäßigkeiten werden die Brennstäbe in einen Bleimantel versenkt, die Rohre des geschlossenen Wasserkreislaufs sind mehrfach umhüllt.

Und selbst wenn all diese Sicherheitsmaßnahmen nicht greifen sollten, wäre das schlimmste, was überhaupt vorstellbar wäre, ein Strahlungsleck, aber keine derartigen thermischen und mechanischen Effekte.“

„Es war also eine Bombe“, hakte McConner nach.

Rachel schwieg daraufhin. Der Brite hatte endlich das ausgesprochen, was ihr schon beim ersten Anblick des Kraters durch den Kopf geschossen war. Doch was für Konsequenzen würde sie mit einer Bestätigung auslösen?

Ganz offensichtlich hatte jemand eine Atombombe gebaut. Rachel kannte natürlich die theoretischen Parameter einer solchen Höllenmaschine. Es brauchte wesentlich mehr als einen verrückten Wissenschaftler, um so etwas zu entwickeln. So etwas konnte nur ein Staat leisten, eine Großmacht sogar.

Yamamori riss sie noch einmal aus ihren Gedanken. „Ist es vielleicht möglich, dass dies eine normale Explosion war? Ein terroristischer Akt, beispielsweise. Jemand hat eine beachtliche Menge TNT in dem Reaktorraum untergebracht ...“

„Bullshit!“, fiel McConner unwillkürlich in seine Muttersprache zurück und bedachte den Japaner mit einem finsternen Blick.

Auch Rachel musste den Kopf schütteln. „Nein“, sagte sie. „Abgesehen davon, dass es nahezu unmöglich sein muss, an den Reaktor heranzukommen – so viel Sprengstoff, um derartige Zerstörungen anzurichten, hätten nicht in den Reaktorraum gepasst. Und jede Detonation außerhalb der Lokomotive hätte diese unbeschadet überstanden.“

„Na also!“, machte sich McConner Luft und schlug mit der flachen Hand auf den Schreibtisch. „Damit ist die Sache klar.“

„Aber wer?“, fragte Rachel fast verzweifelt. „Niemand kann doch auch nur in Erwägung ziehen, dass sich ein Atombombentest derart plump kaschieren lässt. Jeder Physikstudent im ersten Semester wird erkennen, dass das hier kein Reaktorunfall war.“

McConner hielt seinen Blick starr auf Yamamori gerichtet, als er antwortete: „Ich vermute mal, dass dies kein kaschierter Test sondern eine unverhohlene Drohung war. Man hat Ihr Land und ihre stolze Eisenbahn benutzt, Dr. Katzmann. Die Besatzung Ihres Zuges musste sterben, um dem Hegemoniestreben Japans ...“

„Es reicht!“, ging Yamamori dazwischen und erhob sich ruckartig von seinem Platz. „Ich muss mir diese haltlosen Anschuldigungen nicht länger anhören.“

„Nein, das müssen Sie auch nicht“, lautete McConnors Antwort. „Hiermit ist der Fall der Fälle eingetreten. Ich werde mich mit meinen Leuten zurückziehen, meine Regierung informieren und eigene Untersuchungen anstellen lassen.“

„Dasselbe werde ich tun, McConner. Leben Sie wohl.“

Grußlos verschwand der Brite aus dem Büro und ließ kurz darauf eine der anderen Türen knallen.

„Es ist wohl besser, wenn Sie jetzt gehen“, sagte der Japaner tonlos.

3.

Rachel war sehr nachdenklich, als sie den kleinen Konferenzraum der KAISER FRIEDRICH III. wieder verließ. Hinzu kam eine lähmende Müdigkeit, die den Fluss ihrer Gedanken merklich erschwerte.

Die ganze Geschichte erschien ihr immer un schlüssiger, und es wollte ihr partout nicht einfallen, wo der Haken war.

Es sah nun so aus, als hätte eine der beiden Großmächte, Japan oder England, entgegen der Atomverträge heimlich eine Atombombe entwickelt. Um die IEC wenigstens für eine Weile zu täuschen, hatte man die Bombe in einen deutschen Atomzug geschmuggelt oder sie im Gleisbett des Mingteke-Passes versteckt, damit es – zumindest zunächst – wie ein Reaktorunfall aussah. Gleichzeitig sollte die Explosion aber auch zur Machtdemonstration und Drohung dienen, daher die relative Nähe zum Karakoram-Krisengebiet.

So hatten Oberst Fischer und seine Leutnants nach ihrem Bericht zumindest spekuliert. So weit, so schlüssig.

Oder eben nicht!

Rachel hielt kurz vor ihrer Kabine inne. Das alles kam ihr einfach zu ... sie wusste es nicht besser zu sagen ... konstruiert vor.

Einen „perfiden Plan einer der verkalkten Großmächte“ hatte Oberst Fischer es genannt.

Die Physikerin stützte sich an der Wand des schmalen Gangs ab. Sie versuchte, sich die gerade vergangene Besprechung noch einmal genau in Erinnerung zu rufen.

Keiner der drei Offiziere hatte sich irgendwie überrascht gezeigt, als sie ihre Schlussfolgerungen aus den Beobachtungen präsentierte. Nun gut, das Ganze war auch zu offensichtlich.

Dennoch hatten die Konsequenzen aus dieser Tatsache doch selbst stumpfen Militärs wie diesen Exemplaren bewusst werden und sie wenigsten ein bisschen beunruhigen müssen.

Ihre Theorie schienen sie aber längst parat gehabt zu haben, ehe Rachel mit ihrem Bericht auch nur hatte beginnen können.

Mittlerweile war der fliegende Flugzeugträger längst wieder auf Heimatkurs. Man hatte sie in ihre Kabine geschickt, um ihren Abschlussbericht möglichst sofort auszuarbeiten.

Aber wie würde es jetzt weitergehen? Unabhängig davon, was nun wirklich hinter alledem steckte, war eine Eskalation des Karakoram-Konflikts und ein massives und offenes Eingreifen der beiden Schutzmächte wohl unausweichlich. Und wenn jetzt tatsächlich eine der Parteien über Atomwaffen verfügte ...

Die apokalyptischen Visionen eines Weltkriegs, die sie vor wenigen Tagen noch als völlig abwegig abgetan hatte, erlangten auf einmal erschreckenden Gehalt.

Rachel war mit einem Mal hellwach. Sie konnte sich jetzt einfach nicht in ihr Kämmerlein zurückziehen. Irgendetwas musste sie tun, um ihre Zweifel auszuräumen. Sie mussten zurück und Bodenproben nehmen. Sicher ließ sich rekonstruieren, welches Spaltmaterial verwendet wurde, vielleicht sogar, aus welcher Mine es stammte, wodurch sich der tatsächliche Verantwortliche bestimmen ließ.

Was in Rachel rumorte, war im Grunde eine Angst, die sich aus der Tatsache ableitete, dass es noch eine dritte Möglichkeit gab. Schließlich gab es auch drei Mächte, die theoretisch in der Lage wären, so eine Bombe zu entwickeln.

Ohne weiter nachzudenken, machte sie kehrt. Sie wollte Oberst Fischer auffordern umzukehren, um die nötigen Untersuchungen abzuschließen. Nicht umsonst hatte man sie zur Geheimen Untersuchungsrätin ernannt.

Auf den letzten Metern vor dem Konferenzraum hielt Rachel noch einmal inne. War es nicht lächerlich, was sie da vorhatte, fragte sie sich. Auch sie würde den Lauf der Dinge nicht mehr

aufhalten können. Was sollte sie denn herauskriegen, was das Unheil noch einmal abwenden könnte? Dass es doch ein Reaktorunfall war? Lächerlich!

Sie wollte gerade wieder umkehren, als ein freudloses Auflachen, das aus dem Konferenzraum drang, ihre Neugier weckte.

„Meine Herren!“, erkannte sie Oberst Friedrichs unerträgliche Stimme. „Wir haben allen Grund, stolz auf das Geleistete zu sein.“

Anscheinend war es doch ganz hilfreich, dass uns unsere unfähige Regierung diese Jüdin aufs Auge gedrückt hat. Sie haben alle die exzellenten Daten gelesen, die sie uns über den Test geliefert hat. Er war somit ein voller Erfolg. Zudem scheinen die Schergen der Erdbebenkommission genau in unserem Sinne reagiert zu haben. Just in diesem Augenblick eskaliert der Karakoram-Konflikt. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis die abgewirtschafteten Großmächte persönlich auf den Plan treten.“

„Da kamen unsere Waffenlieferungen ja gerade richtig.“ Das war die Stimme eines der Leutnants, gefolgt von aufgesetztem Gelächter.

„Eine Sache gilt es noch zu klären“, kam der Oberst wieder zu Wort. „Schließlich wollen wir keine nichteingeweihten oder sogar fremdrassigen Mitwisser haben, die später unbequeme Fragen stellen können.“

„Dafür ist gesorgt.“ Das war der andere Leutnant. „Die Jüdin wird ihren Abschlussbericht noch zu Ende schreiben können. Dann werden sie und der Pilot der leider zu spät bemerkten tödlichen Strahlendosis erliegen.“

Rachel konnte nicht glauben, was sie da hörte. Das übertraf ihre wildesten Spekulationen. Sie hatte gedacht, dass Deutschland womöglich mit einer der Großmächte zusammenarbeitete. Aber was sich hier andeutete ...

All ihre Gedanken wurden jedoch überlagert von betäubender Todesangst. Die Worte des Leutnants waren kaum misszuverstehen. Sie würde das Ziel der Fahrt nicht lebend erreichen. Sie rannte Hals über Kopf davon. An ein wohin war vor Panik und Müdigkeit zunächst nicht zu denken. Nur weg von hier.

Wenige Minuten später fand sie sich in den Gängen zu den Aufhängevorrichtungen der Flugzeuge wieder. Auf dem Weg hierher hatte sie einige der Besatzungsmitglieder angerempelt und eine Reihe anzüglicher Bemerkungen kassiert.

Schwer atmend zwang sie sich, vorerst zur Ruhe zu kommen.

„Was mach ich denn jetzt?“ begann sie mit sich selbst zu reden. „Ich kann doch nicht die ganze Zeit wach bleiben oder mich irgendwo verstecken.“ Mit Blick auf die abzweigenden Gänge fügte sie hinzu: „Und fliegen kann ich schon gar nicht.“

„Ach hier sind Sie.“

Rachel zuckte unwillkürlich zusammen, als die Stimme hinter ihr erklang.

„Entschuldigen Sie, wenn ich Sie erschreckt habe.“

Rachel drehte sich zu dem Sprecher um und erkannte Feldwebel Dietrich. Sie musste einen ungesunden Anblick bieten, denn er erkundigte sich sofort, ob es ihr denn gutgehe.

Die Physikerin ging jedoch nicht darauf ein. „Wir müssen von hier verschwinden“, schoss es aus ihr heraus.

„Was?“, konnte Dietrich nur verduzt fragen.

In schnellen Worten erklärte sie dem Luftwaffenoffizier, was sie gehört hatte. Dieser quittierte ihre Erzählung jedoch mit ungläubiger Miene.

„Sie müssen das falsch verstanden haben“, sprach er in begütigendem Tonfall. „Wir haben anscheinend tatsächlich eine leichte Überdosis abbekommen. Deswegen suche ich Sie auch. Wir sollen umgehend den Bordarzt aufsuchen und uns Jod geben lassen.“ Fast besorgt fügte er hinzu: „Sie sehen wirklich nicht gesund aus, Dr. Katzmann.“

Sie schüttelte den Kopf. „Das hätte ich doch anmessen müssen.“

Energisch packte sie Dietrich bei der Hand und zog ihn ein Stück mit sich. „Ich werde es ihnen beweisen. Wo hing noch mal unser Flugzeug? Ah, da! Kommen Sie!“

Ob er einfach von ihrem Elan überrascht war, oder ob er ihr tatsächlich zu glauben begann – auf jeden Fall ließ er sich widerstandslos zu dem Aufklärungsflieger führen. Die fragenden Blicke eines wachhabenden Soldaten erwiderte er mit einem beschwichtigenden Nicken.

Wenig später saßen sie nebeneinander in dem engen Cockpit. „Da, sehen Sie!“ rief Rachel und deutete auf die Anzeige des Geigerzählers. In der anderen Hand hielt sie das Zählrohr und fuchtelte damit vor Dietrichs Nase herum.

In einer ruckartigen Bewegung packte dieser ihre Hand und meinte ärgerlich: „Ist das Ding denn überhaupt richtig eingeschaltet? Vielleicht ist es auch defekt.“ Rachel hatte jedoch den Eindruck, in seiner Stimme einen Hauch Unsicherheit zu spüren.

„Natürlich funktioniert es richtig“, sagte sie ruhig und blickte ihm fest in die Augen. „Höhen- und Hintergrundstrahlung werden korrekt angezeigt.“ Nach einer Pause fügte sie hinzu: „Lassen Sie mich los, Feldwebel.“

Als er ihrer Bitte nachkam fragte sie unvermittelt: „Wie ist eigentlich Ihr Stand hier an Bord? Sind Sie entbehrlich?“

Ehe er antworten konnte, klopfte es energisch an die Außenhülle des Fliegers. Durch die Scheiben konnte sie drei Soldaten erkennen, die auf dem Steg standen, der zu dem Flugzeug in seiner Aufhängevorrichtung führte, und unmissverständlich mit ihren Gewehren auf sie zielten.

„Verlassen Sie umgehend diese Maschine, und folgen Sie uns!“ drang es herrisch ins Innere der Kabine.

Ohne groß nachzudenken, packte Rachel den Hebel über Dietrichs Kopf und zog mit aller Kraft daran. Wie ein Stein sackte das Flugzeug aus seiner Verankerung, was der Feldwebel mit einem deftigen Fluch quittierte.

„Was machen Sie denn da?“, schrie er Rachel an.

In der Aufregung brauchte er eine ganze Weile, ehe es ihm gelang, die Motoren zu starten. Dass weder er noch Rachel angeschnallt waren, erschwerte die Sache zusätzlich.

Mehrere stockende Herzschläge lang fiel der Flieger trudelnd dem felsigen Boden entgegen.

Quasi im letzten Moment gelang es Dietrich, den Flug zu stabilisieren. Mit jaulenden Motoren rissen die in Auftriebsposition gestellten Rotoren die Maschine in die Höhe und zehrten die Fallgeschwindigkeit bis auf null auf. Nur wenige Meter über dem Boden blieb das Flugzeug schwebend in der Luft hängen.

„Wollten Sie uns umbringen?“, brüllte Dietrich erneut. „Was haben Sie sich nur dabei gedacht?“

„Ich habe uns beiden das Leben gerettet!“ schrie sie erobert zurück.

„Blödsinn! Ich werde jetzt zurückfliegen und Sie unter Arrest stellen lassen.“

Mit ein paar Handgriffen aktivierte er das Funkgerät. „Feldwebel Dietrich an Ka Eff Drei. Habe die Lage unter Kontrolle und werde nun zurückkehren. Bitte bestätigen, Ka Eff Drei.“

„Sie antworten nicht, was?“, sagte Rachel nach einer kürzeren Pause. „Womöglich überlegen sie, ob sie uns nicht lieber gleich abschießen sollen.“

„Seien Sie still!“, blaffte Dietrich sie an und wiederholte noch ein, zwei Mal seinen Funkruf, jedoch ohne Erfolg.

„Ich fliege jetzt einfach zurück“, murmelte er und steuerte die Maschine langsam auf den bedrohlich über ihnen hängenden Zeppelin zu.

In dem Moment blitzte es an einer der vielen Gondeln, die an dem gigantischen Zigarrenleib hingen, auf.

„Man hat sich offensichtlich entschieden“, kommentierte Rachel mit fatalistischem Gleichmut.

„Ach du Scheiße!“, lautete Dietrichs Kommentar, als er im Schein der Sonne die elegant geschwungenen Abgaspuren zweier Luft-Luft-Raketen erkannte.

In einem Gewaltmanöver riss er die Maschine herum und steuerte sie in die Felslandschaft unter ihnen. „Unsere einzige Chance ist jetzt unsere Wendigkeit. Diese Dinger lenken sich zum Glück wie eine Kuh.“

„Ich weiß“, rief Rachel zurück. „Ich habe sie mitentwickelt.“

So wendig das Aufklärungsflugzeug auch sein mochte, die Raketen waren wesentlich schneller. Dietrich ließ die Maschine gerade noch rechtzeitig nach vorne abkippen, sodass die beiden Geschosse knapp darüber hinweg rasten.

In einer weiten Schleife kehrten sie zurück und gingen wieder auf Kollisionskurs.

„Tun Sie mir einen Gefallen“, keuchte Dietrich bei dem Anblick. „Erklären Sie mir wenigstens, warum ich jetzt gleich sterbe.“

Obwohl sie vor Angst kaum denken konnte, sprudelten die Worte nur so aus ihr heraus. „Ich weiß es nicht“, sagte sie tonlos. „Die Bombe ist auf jeden Fall von uns gebaut worden. Ob das ein Alleingang des Militärs oder bestimmter Kreise ist – was weiß ich? Man will wohl den Konflikt in der Region anheizen und die beiden Weltmächte in einen großen Krieg treiben – einen Weltkrieg. Und dann ... Ich weiß es ...“

Sie schrie auf, als Dietrich die Maschine erneut seitlich abkippen ließ. Sie waren bereits tief genug, dass die Felsgrate ihnen Deckung geben konnten.

Hinter ihnen gab es eine gewaltige Explosion. Die Raketen hatten einem der Gipfel nicht ausweichen können.

Rachels unvermittelter Jubelschrei war noch nicht verklungen, da hatte Dietrich das Flugzeug schon in einem engen Tal gelandet. Lange wagte keiner von ihnen zu sprechen. Angsterfüllt starrten sie aus der Frontscheibe und beobachteten den Titanenleib des Luftschiffs, das sich unendlich langsam entfernte.

„Warum bringen sie es nicht zu Ende?“ hauchte Rachel leise in die Stille. Dietrich konnte darauf nur mit den Schultern zucken.

„Sagen Sie mir lieber, was wir jetzt machen sollen“, forderte er matt. Für ihn war anscheinend eine Welt zusammengebrochen. Seine eigenen Leute hatten eben auf ihn geschossen, Soldaten des Kaisers, wie er.

„Wir müssen Kontakt mit der IEC aufnehmen und ihnen alles erklären“, antwortete Rachel nach einer Weile. Es kam ihr selbst reichlich naiv vor, aber was Besseres viel ihr nicht ein.

„Meinen Sie, man wird uns glauben?“, fragte Dietrich.

Diesmal war es an Rachel mit den Schultern zucken.

Epilog

Ein knappes Jahr später trat Rachel Katzmann auf die Veranda der Holzhütte, die sie seit einigen Monaten ihr zu Hause nannte.

Die sengende Mittagssonne Afrikas brannte ihr ins Gesicht, Fliegen umschwirrten ihren Kopf. Sie hätte heulen mögen, wenn nicht alles so rätselhaft geblieben wäre. Daher grübelte sie noch immer über die Ereignisse des letzten Jahres nach, auch wenn ihr dies in der brütenden Hitze immer schwerer fiel.

Nach Afrika hatte man sie geschafft. Dort sollte sie als Beraterin am Ausbau der Pi-Spur auf dem schwarzen Kontinent mitwirken. Einen offensichtlicheren Abschiebeposten hatte man sich anscheinend nicht ausdenken können.

Sie wusste bis heute nicht, was da vor einem Jahr wirklich passiert war. Die letzte gesicherte Information, die sie mitbekam war, dass das Spaltmaterial der Bombe aus einer deutschen Wiederaufbereitungsanlage stammte. Man hatte ihr und Dietrich bei der IEC Glauben geschenkt.

An die Öffentlichkeit ist von alledem nichts gelangt. Ihre Fragen hatte man abgewiegelt. „Eine kleine Clique innerhalb des Militärs“ soll verantwortlich gewesen sein. Man habe sie alle zur Verantwortung gezogen, die Gefahr sei gebannt.

Die Großmächte haben das alles anscheinend auf geheimdiplomatischem Wege geregelt. Der Karakoram-Konflikt schwelte noch immer, eine Eskalation fand jedoch nicht statt.

Rachel vermutete jedoch, dass nun alle Mächte über Atomwaffen verfügten. Das war wohl der Preis, den die Welt für den Frieden zahlen musste ...